

Theologisches Literaturblatt.

Unter Mitwirkung
zahlreicher Vertreter kirchlicher Wissenschaft und Praxis

herausgegeben von
Dr. theol. Hölscher

in Verbindung mit
Konsistorialrat Prof. D. Klostermann in Kiel, Konsistorialrat Prof. D. Haussleiter in Greifswald,
Prof. D. Walther in Rostock, Prof. D. Ihmels in Leipzig, Prof. D. Althaus in Göttingen.

Nr. 24.

Leipzig, 12. Juni 1908.

XXIX. Jahrgang.

Erscheint jeden Freitag. — Abonnementspreis jährlich 10 M. — Insertionsgebühr pr. gesp. Petitzeile 30 P. — Expedition: Königsstrasse 13.

van Hoonacker, A., Les douze petits prophètes.
Knodt, D. E., Die von den Grafen Albrecht und
Philipp im Jahre 1576 publizierte Nassau-

Saarbrückensche Kirchenordnung u. Agende
und ihre Weiterentwicklung.
Werner, Otto, Lebenszweck und Weltzweck.

Börsener, Karl, Moderne Propheten.
Jansen, J. J., Elf Alltagspredigten.
H. W. S., Der Gott alles Trostes.

van Hoonacker, A. (Professor in Löwen), Les douze petits prophètes. Paris 1908, Victor Lecoffre (XXIII, 759 p. gr. 8). 20 frs.

Unter dem Gesamttitel „Études Bibliques“ erscheinen seit einigen Jahren wichtige Arbeiten zur Erklärung der Bibel. Dieselben besitzen teils systematischen Charakter, wie die auch in diesem Blatte angezeigten, hervorragend bedeutenden Études sur les religions sémitiques (2. éd. 1905) von Lagrange, oder Choix de textes religieux assyro-babyloniens von P. Dhorme (1907) und Canaan d'après l'exploration récente von H. Vincent (1907), das von mir in der Wissenschaftlichen Beilage der „Münchener Allg. Zeitung“ besprochen worden ist, teils aber sind die Werke dieser Sammlung exegetische, wie die in diesem Blatte charakterisierten Kommentare zum Buche der Richter (von Lagrange 1903) und zum Jesaja (von Condamin 1905). Daran reiht sich nun ein Kommentar zu den kleinen Propheten aus der Feder van Hoonackers an. Dieser ist besonders durch seine Untersuchungen zur Zeit Esras bekannt geworden, den er nicht im 7. Jahre von Artaxerxes I., sondern von Artaxerxes II. (also 398 v. Chr.) nach Jerusalem kommen lässt, und diese seine Aufstellung hält er auch im gegenwärtig vorgelegten Buche fest (S. 696), während ich glaube, seine Hauptgründe in meiner gleichzeitig erschienenen „Geschichte des Reiches Gottes“, S. 279—281, als nicht stichhaltig erwiesen zu haben. Ein Hauptwerk von ihm behandelt Le sacerdoce lévitique (1899). Jetzt aber tritt er uns nun als reiner Exeget entgegen.

Die äussere Einrichtung seines Kommentars ist so, wie beim „Kurzgefassten Kommentar“ von Strack, Oettli, Klostermann, von Orelli u. a. und beim „Handkommentar“ von Nowack u. a. Oben steht die Uebersetzung, die einen raschen Einblick in die Auffassung ermöglicht, zu der der Verf. selbst gelangt ist, und darunter stehen die begründenden Anmerkungen, während das kurzgefasste exegetische Handbuch, der „Kurze Handkommentar“ von Marti u. a. und der International Critical Commentary einer Uebersetzung entbehren. Die Erläuterung ist bei van Hoonacker im allgemeinen sehr eingehend. Aber zunächst die grammatische Behandlung des Textes ist gerade in mancher wichtigen Stelle recht kurz. So ist z. B. bei *u-nesathém* (Am. 5, 26) nicht erklärt, inwiefern es ein Perf. cons. sein kann (vgl. m. Syntax § 368b). Ueber das ganz auffallende Partizip *nirdām* (Jon. 1, 6a) ist kein Wort gesagt (in Syntax § 412i sind die hebräischen und arabischen Parallelen entfaltet). Ueber die berühmte Stelle Sach. 9, 9 handeln nur zwei Zeilen, die bloss den allgemeinen Inhalt dieser messianischen Stelle angeben. Auch 6, 13, wo er sich den meisten Neueren anschliesst, ist zu kurz behandelt, und bei Mal. 3, 24 sind die verschiedenen Möglichkeiten der Erklärung von „Kinder und Väter“ nicht berührt worden. Auch

die Benutzung der neuesten Literatur besitzt einige Lücken. Auf Gressmanns Buch „Der Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie“ (1905) oder W. Möllers Buch „Die messianische Erwartung der vorexilischen Propheten“ (1906) ist noch keine Rücksicht genommen worden, und in bezug auf No-Amon (Nah. 3, 8) ist dem Verf. die Ausführung entgangen, die W. Spiegelberg in seinem Buche „Aegyptologische Randglossen zum Alten Testamente“ (1904) S. 31—34 diesem Stadtnamen gewidmet hat. Er meint nämlich, dass dieser in Nah. 3, 8 ein nordägyptisches Theben bezeichne. Uebrigens muss dagegen bemerkt werden, dass die Worte „Kusch (= Aethiopien) war seine Stärke“ zu dem nordägyptischen Theben nicht ebenso passen würden, wie zu dem südägyptischen Theben, welches der Hauptsitz der Verehrung des Gottes Amon war. Spiegelberg gibt auch selbst zu, dass wir aus den Inschriften nichts von einer Eroberung des nordägyptischen Theben wissen. Auch als Residenzstadt ist es inschriftlich nicht bekannt und doch auch überhaupt zu wenig berühmt, als dass auf dessen Eroberung als auf ein grosses und bekanntes Ereignis hingewiesen sein könnte. Folglich wird es dabei bleiben müssen, dass Nah. 3, 8 auf den grossen militärischen Erfolg hinwies, den Assurbanipal in der „Keilinschriftlichen Bibliothek“ Bd. II, 168 f. mit den Worten rühmte: „Diese Stadt (*Ni'u*) ganz und gar eroberten im Vertrauen auf Assur und Ištar meine Hände etc. Schwere Beute ohne Zahl erbeutete ich aus Theben“. — Auch die Arbeit Alexanders von Bulmerincq über Mal. 1, 2—5 (m. Gesch. d. R. G. 275) hat er noch nicht gekannt.

Viele Teile des neuen Kommentars enthalten aber eine so eingehende Kritik der bisherigen Erklärungen oder geben so neue Auffassungen, dass er für die gründliche Beschäftigung mit dem Dodekapropheten unentbehrlich ist.

Zwar die Beurteilung der verschiedenen Strophentheorien, die über das Buch Amos von D. H. Müller 1896 bis Harper 1905 im International Critical Commentary aufgestellt worden sind (die Arbeit von Sievers-Guthe 1907 konnte dem Verf. noch nicht bekannt sein), ist mehr referierend (S. 198—203), als dass sie von eigenen Studien über die hebräische Poetik beherrscht wäre, aber wirklich aussergewöhnlich instruktiv ist die Untersuchung über die alphabetische Dichtungsform von Nah. 1 und 2, 1. 3 (S. 418—432). Freilich ist auch dieser Versuch einer Wiederherstellung des zugrunde liegenden alphabetischen Akrostichon von ganz fraglichem Erfolge gewesen. Denn welche Berechtigung hat man, folgende Exzerpte aus dem gegenwärtigen Texte zu machen? Man nimmt Vers 2a, dann in 3b von *בספתי* bis *רגלי*, ferner 4a, ersetzt dann in 4b das anfangende *אבלל* durch *ראב*, streicht in 6a das beginnende *לפי* etc.

Sodann eine Probe von einer Stelle, wo der Verf. einen

neuen Weg der Auslegung bahnen will, ist Amos 5, 25. Hier meint er, die berühmte Frage: „Habt ihr Schlachtopfer und Speisopfer mir in der Wüste dargebracht vierzig Jahre lang, ihr Israeliten“ könne nicht eine verneinende Antwort voraussetzen. Denn es sei ja auch in älteren Pentateuchschriften erzählt, dass Mose das Volk Israel zur Feier eines Festes und Darbringung von Opfern in die Wüste habe führen wollen (Exod. 5, 1. 3 etc.), und dass beim Bundesschluss ein Opfer dargebracht worden sei (24, 5). Aber wenn man auch noch hinzunimmt, dass bei der Einweihung der Stiftshütte (Kap. 40) und bei der Amtseinführung Aarons und seiner Söhne (Lev. 8) Opfer erwähnt sind, so ist doch im übrigen innerhalb der Berichte über Israels Aufenthalt in der Sinaihalbinsel nicht von Israels Opfern die Rede. Auf jeden Fall hat Amos mit jener Frage es verneint, dass Israel während des mit runder Zahl vierzigjährigen Wüstenaufenthalts seine Beziehung zu Jahve durch Opfer betätigt habe. Denn jener Fragesatz kann keinen bejahenden Sinn besitzen, wie van Hoonacker behauptet. Man könne, meint er, diesen Fragesatz so betonen, dass er ausdrücke, dass das Haus Israel während dieser Periode Opfer dargebracht habe. Er fügt hinzu, solchen bejahenden Sinn habe die Frage in 1 Sam. 2, 27. Das ist richtig. Aber da gibt die Fortsetzung des Textes dem vorhergehenden Fragesatz diesen Sinn, nämlich den Sinn eines Bedingungssatzes (m. Syntax § 390p.). Aber dies ist in Amos 5, 25 nicht möglich. Die Frage muss also hier auf eine verneinende Antwort hinzielen und muss den Gedanken ausdrücken wollen, dass die Opferdarbringung nicht zu den absolut notwendigen Mitteln, das Wohlgefallen des ewigen Gottes zu erwerben, gehört. Dass dieser Gedanke auch zu dem Kontexte (Vers 21 ff.) passt, ist zweifellos, und dass er in anderen Stellen des Alten Testaments Analogien besitzt, ist in meiner Abhandlung über Jer. 7, 21—23 (Theol. Stud. u. Krit. 1906, 327—393) dargelegt worden.

Sehr interessant sind auch die literargeschichtlichen Urteile des Verf.s, die er natürlich in den Einleitungen zu den zwölf Prophetenbüchern abgeben musste. Er erklärt sich dabei (S. IX) gegen H. Winckler, der das Buch Obadja bis hinter die Eroberung Jerusalems durch Antiochus Epiphanes und das Buch Maleachi bis in die Zeit der Hohenpriester Jason und Menelaus (vgl. m. Gesch. d. R. G. 295) herabdrückt. Aber nur eines von diesen seinen Urteilen kann hier geprüft werden. Dies ist seine Behauptung, dass alle vierzehn Kapitel des Buches Sacharja eine Einheit bilden, und dass zunächst Kap. 9—11, worin er übrigens folgende Anordnung vornimmt (9, 16a; 10, 2. 3ab; 11, 1—17; 13, 7—9; 10, 3c. 4—12), ebenfalls von dem zwischen 520 und 518 wirkenden Sacharja herstammten. Er sagt so, obgleich doch dagegen erstens schon der völkergeschichtliche Hintergrund spricht, der sich in 9, 1—6 (Damaskus etc.), 10, 10 f. (Assyrien), 9, 7. 10. 13 etc. (Ephraim und Juda) vor dem Leser auftut, während der politische Hintergrund von Sach. 1—8 nur Juda (1, 1; 8, 19) ist. Also die beiden Reiche Ephraim und Juda sind in Kap. 9—11 noch als existierende Staaten vorausgesetzt, und die Ausrottung des Kriegsmaterials, das sie noch besitzen, wird angekündigt (9, 10: denn ich werde die Kriegswagen aus Ephraim beseitigen und die Kriegsrösse aus Jerusalem etc., was ausgezeichnet mit Jes. 30, 15 f. zusammenstimmt). Ueberhaupt müsste die ganze Beweisführung, die in meiner Einleitung S. 364—372 entfaltet ist, erst widerlegt werden, wenn Sach. 9—11 in die nachexilische Zeit gelegt werden soll.

Aber nehmen wir nur einen einzigen Punkt, nämlich die Aussage in 11, 8, dass Jahve in einem Monat drei Hirten seines Volkes verleugnet oder desavouiert hat. Da hütet sich van Hoonacker zwar vor solchen Deutungen, wie der Identifizierung der drei Hirten mit „den Königen, den Priestern und den Propheten“ (Bredenkamp), aber er meint, selbst endlich die richtige Deutung der drei Hirten gefunden zu haben. Nach seinem Urteile müssen die schuldigen Hirten in Jerusalem vor dem Exile gesucht werden und sind also auch nicht die drei Hohepriester Jason, Menelaus und Lysimachus, wie Marti meint, und nun folgt van Hoonacker folgenden

Spuren. Schon die Klage über die abgehauenen und verbrannten Zedern des Libanon (11, 1—3) erinnere an dieselbe Metapher in Jer. 22, 6 f. Indes dieser Zusammenklang kann nichts beweisen, denn vom Libanon, seinen Zedern und Zypressen wird naturgemäss oft bei den Rednern gesprochen (z. B. Jes. 10, 34; 14, 8). Dann seien in Jer. 22 die Könige Sallum (= Joachaz) V. 10—12, Jojakim Vers 13 ff. und dessen Sohn Konja (= Jechonja oder Jojachin) Vers 24 ff. beklagt und verklagt. Darauf sei von schlechten Hirten Israels die Rede (23, 1—8), endlich aber 24, 1 ff. enthielten eine Rede gegen Zedekia, und dies sei der unsinnige Hirt in Sach. 11, 15 ff. Indes das kann alles nichts helfen. Diese blosse Möglichkeit, Sach. 11, 8 ff. aus Jer. 22—24 zu deuten, beweist nicht die Wirklichkeit, und dass Sach. 11, 8 ff. wirklich auf die Könige Joachaz und seine Nachfolger hinblicke, wird durch folgende Umstände verhindert. Die Eigenart der Aussage der Sacharjastelle liegt doch darin, dass die drei Hirten „in einem Monat“ desavouiert worden sind, und dies trifft nur auf die Könige Sacharja, Sallum und Menahem zu, indem Sacharja durch Sallum gestürzt wurde (2 Kön. 15, 8—12) und dieser wieder selbst nach einem Monate durch Menahem beseitigt wurde (Vers 13—15) und dieser selbst von Jahve nicht anerkannt werden konnte (Vers 17 f.). Dabei ist noch der Umstand bedeutsam, dass zur Bezeichnung des Monats gerade an diesem Punkte der Erzählung der seltene Ausdruck *jèrach* gebraucht ist (15, 13), wie in Sach. 11, 8. In der historischen Situation von ca. 732 v. Chr. hat auch die Aussage von der Zerreißung der Bruderschaft zwischen Israel und Juda ihren vollen natürlichen Sinn, aber nicht bei der Datierung der Stelle aus 520—518 (van Hoonacker) oder (mit Marti, Cornill u. a.) aus noch späterer Zeit. Wie auch die Zusammenfügung dieser Reden, wenn sie von dem in Jes. 8, 2 erwähnten Sacharja ben Jeberekhja stammten, mit den Reden des späteren Sacharja sich leicht verstehen lässt, ist längst gesagt worden.

Dass aber dieser und andere Punkte, in denen uns das Urteil des neuen Kommentars revidiert werden zu müssen scheint, nicht dessen oben anerkannte Trefflichkeit aufheben, ist selbstverständlich. Ed. König.

Knodt, D. E. (Professor in Herborn), Die von den Grafen Albrecht und Philipp im Jahre 1576 publizierte Nassau-Saarbrückensche Kirchenordnung u. Agende und ihre Weiterentwicklung. Ein Beitrag zur nassauischen Kirchengeschichte. Herborn 1905 (Nassauscher Kolportageverein) (161 S. gr. 8). 2 Mk.

Die Publikation der wichtigsten lutherischen Kirchenordnungen fällt ja vor das Jahr 1576. So sind datiert z. B. Braunschweig 1531, Brandenb.-Nürnberg 1533, Sachsen 1539, Mark Brandenburg 1540, Spangenberg 1545, Veit Dietrich 1546, Mecklenburg 1552, Lossius 1553, Preussen 1558, Wittenberg 1559, Pommern 1563, Lüneburg 1564, Pfalz-Zweibrücken 1570, Oldenburg 1573, Hessen 1574. Die Nassau-Saarbrückensche Kirchenordnung, die hier zum ersten Male einer historischen und liturgischen Bearbeitung unterzogen ist, konnte daher aus vielen Vorarbeiten schöpfen und hat dies in Wirklichkeit auch getan. Neben Beziehungen z. B. zur Mecklenburgischen und Nürnbergischen Kirchenordnung findet sich in ihr eine engere Verwandtschaft mit der Kirchenordnung von Pfalz-Zweibrücken und vielfach wörtliche Übereinstimmung mit der Hessischen „Reformation“ vom Jahre 1572 und der Hessischen Kirchenordnung vom Jahre 1574 (p. 19—21). Im besonderen hat die Nassau-Saarbrückensche Kirchenordnung mit den Hessischen Kirchenordnungen von 1566 und 1574 gemeinsam einen charakteristischen Abschnitt über die Konfirmation (p. 40), die hier als eine ständige Ordnung der lutherischen Kirche wohl mit am frühesten vorkommt. Ebenso bringt der Abschnitt, „was die Superintendenten in ihren Visitationibus fürnehmen und verrichten sollen“ in Übereinstimmung mit Hessen manche Bestimmungen, die in anderen lutherischen Kirchenordnungen fehlen und somit ein besonderes Interesse beanspruchen (p. 58 bis 64). — Der Verf. ist dann in der glücklichen Lage gewesen, ausser dieser ersten Ausgabe der Nassau-Saarbrückenschen

Kirchenordnung auch sämtliche späteren Ausgaben aus den Jahren 1609, 1618, 1675, 1699, 1713 und 1762 (p. 16) vergleichen zu können, was vor ihm niemandem möglich war. In den späteren Ausgaben sind von besonderem Werte die 53 Gebetsformulare (p. 78—106), Fragstücke bei der Konfirmation (p. 107—115), die Bestimmungen über die Sonntagsfeier (p. 151 bis 155). Die gründliche, genaue, verdienstvolle Arbeit steht vom Anfang (p. 10) bis zum Ende (p. 161) seltsamerweise unter dem Gesichtspunkte einer Empfehlung und eines Lobes der Union, die seit 1817 in Nassau eingeführt ist. Dabei wird angenommen, dass diese Kirchenordnung, obwohl sie in den späteren Ausgaben das Bekenntnis zur ungeändert. Augsb. Konf. (p. 74, vergl. p. 75—76), Apol., Schmalk. Art., Katechism. Luthers zugrunde legt, doch wegen ihres irenischen Charakters der Einführung der Union vorgearbeitet habe. Schliesslich begegnet uns auch noch wieder die Behauptung (p. 161), dass die lutherische und die reformierte Kirche zwei „Tropen“ seien und der wahre Unionssinn in dem tiefen Verständnis der beiden „Tropen“ gemeinsamen zentralen Glaubenswahrheiten beruhe. In Wirklichkeit indessen wird niemand leugnen können, dass die Union von 1817 gerade durch das, was der Verf. ablehnt, durch Indifferenz in Glaubenssachen ins Leben gerufen ist; und dieselbe Indifferenz in den zentralen Glaubenswahrheiten wird bis heute die Union dort aufrecht erhalten haben.

R.

Fr. H.

Werner, Otto, Lebenszweck und Weltzweck oder die zwei Seinszustände. Leipzig 1907, E. Haberland (274 S. 8). 4 Mk.

Ein merkwürdiges Buch! Der Verf. bestimmt im Vorwort das Verhältnis desselben zu seinen früheren Veröffentlichungen folgendermassen: Er habe einer Weltanschauung das Wort geredet, die im Gegensatz zur heutigen Naturwissenschaft die Ueberzeugung vertrete „die Welt wird nicht vom Zufall regiert, sondern ein zielbewusster Gedanke beherrscht ihren Gang, ein Gedanke, der in der sittlichen Natur des Menschen von jeher seine Heimstätte und in seiner sittlichen Energie das Werkzeug seiner weltgestaltenden Wirksamkeit gehabt hat“. In der ersten Schrift: „Die Stellung des Menschen in der besetzten Schöpfung und seine Sprache“ 1895 habe er ausgeführt, dass die Stellung des Menschen beruhe auf „seiner unter allem Wandel der Verhältnisse ungeschmälert bewahrten Freiheit, die die Wurzel aller menschlichen Vorzüge und der Kern alles dessen ist, was wir unter dem Begriffe der sittlichen Menschennatur verstehen“. In seiner zweiten Schrift: „Die Menschheit, Gedanken zu ihrer relig., kulturell. und ethnischen Entwicklung“ 1899 habe er dann gezeigt, wie der Kampf um diese Freiheit, der von jeher der Entwicklung ihre Bahn, dem Leben auf Erden sein Gepräge gab, sich in der geschichtlichen Menschheit weitersponnen habe. „Auch heute noch gebiert einerseits die Menschheit aus sich weiter einen edlen Kern als Erben des alten Sinns und Träger der künftigen Weltgestaltung, während andererseits alles minder Tüchtige, das im Denken und Tun abgefallen ist von seinem Ursprung, früher oder später, oft noch unter kurzer üppiger Blüte, seinem Verfall und zuletzt Untergange entgegengeht“. In diesem gegenwärtigen Buche aber wolle er diesen bisher nur aus der Welt des Lebendigen hergeleiteten und an ihr erhärteten Werdegang an der Welt im Ganzen, an der Seinsentwicklung überhaupt nachweisen. „Ich will zeigen, wie dasselbe Gesetz, das wir in der Fortentwicklung des Lebens, namentlich des menschlichen, wirksam sehen, schon die treibende Kraft war, die von jeher der Welt ihre Gestalt gab, und das Sein, das lebendige wie das tote, das sinnliche, wie das ausser sinnliche; aus seinem Urgrund in jener sich lückenlos bedingenden Folge, die wir die Entwicklung nennen, herausgeführt und vor sich selber aufgerollt hat“. Diesen Gedanken habe er freilich schon in der zweiten Schrift angekündigt. „Ich hob hervor, dass zunächst die Erde als die Geburtsstätte des auf ihr vorhandenen Lebens notwendig selbst einmal etwas Lebendiges gewesen sein müsse und gemäss jenem Gesetze die ganze tote Masse unter uns, auf der wir mit unseren Füßen stehen, nichts anderes, als der von seiner höheren Bestimmung abgesunkene und schliesslich er-

storbene Ueberrest all des Lebens sein könne, das die Erde von ihrem ersten Anfang an, als sie selbst noch durchaus Leben war, in unausgesetzter, durch Abstammung verbundener Folge aus sich selber erzeugt hat“. Auch die übrigen Welten sind dann „Lebensherde gleich unserer Erde“, die ihr Geschick teilen, nämlich „die fortschreitende Lebensverarmung, die zunehmende Erstarrung“. Aber „dem seiner Bestimmung treu gebliebenen Sein“ muss eben deswegen „ein anderweitiger, dem Diesseits entrückter und von seinen Schranken befreiter Zustand aufbehalten sein“. Das ist der „jenseits der Erscheinung liegende Seinszustand“. Es war nötig, alle diese Ausführungen aus der Einleitung hierher zu setzen, um in möglichster Kürze in die eigenartige Gedankenwelt des Verfs einzuführen. Das Schwergewicht seiner interessanten Ausführungen fällt nun auf das Verschwinden der Kraft aus dem diesseitigen Seinszustand. Er weist in scharfsinniger Weise nach, wie der Mensch viel mehr Wärme also Kraft an sich zieht oder in sich aufnimmt, als er wieder an seine Umgebung abgibt. Diese Wärme verliert der Naturhaushalt, da sie in die rotierende Bewegung im Innern des Menschen hineingezogen wird. Diese Kraftsumme aber verschwindet nicht etwa mit den erzeugten Gedanken in nichts, sondern „besteht“ nach Ansicht des Verfs „in einer andern Seinsform als bewusstes Sein im Unterschied vom vorigen, dem bewusstlosen Zustand fort“. Es liegt ja die einfache Tatsache vor, dass „auf der einen Seite Wärme im Körper verschwindet, auf der andern Seite der geistige Inhalt wächst“. „Solange wir vermöge der uns anhaftenden Stofflichkeit dem Diesseits angehören, ist unser Geist an die Grenze des Diesseits gebunden“. „Er richtet sich zwar mit seinem Blick immer wieder zurück in das Reich seines Erwerbs“ (Einordnung der neuen Eindrücke, Erinnerung etc.). Aber „er kann nicht hinweg von seinem Platz“. „Das ist in jenem Zustand anders. Unser Geist steht nicht mehr im Dienst und unter dem Einfluss der Aussenwelt“. „Er kann, ja muss jetzt vollkommen frei in seinem Besitz umherwandern“. Die stoffliche Scheidewand, die zwischen uns und den andern Geistern liegt, wird dann gefallen sein. „Im unstofflichen Zustande können wir den Zusammenhang des fremden Geistes durchmustern wie den eigenen“. Doch genug! Die Darlegungen des Verfs sind hochinteressant und sehr lesenswert. Ich bekenne, dass ich selbst anfänglich etwas ganz Phantastisches zu finden fürchtete; aber ich wurde durch die nüchterne Gründlichkeit seiner Ausführungen angenehm enttäuscht. Er bringt es ja freilich nicht weiter, als zu einer Hilfskonstruktion von einer gewissen Wahrscheinlichkeit, wenn er aus dem Verschwinden einer solchen Menge von Kraft innerhalb des menschlichen Bewusstseins schliesst, dass dieselbe für eine höhere Seinsweise in Anspruch genommen werde. Aber diese Hilfskonstruktion ist sehr bedeutsam, da wir auf dem Standpunkt des Evangeliums für die Menschenseele eine höhere Seinsweise und Bestimmung postulieren. Die Hypothese, dass die aus dem irdischen Stoff gesogene oder — vorsichtig ausgedrückt — durch den irdischen Stoff uns übermittelte Wärme und Kraft für diese höhere Seinsweise Verwendung finde, ist zwar kühn, aber nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Die weiteren Ausmalungen, die Verf. über das Jenseits gibt, sind mir allerdings zu gewagt; ebenso seine ganze Kosmologie. Mit solchen Spekulationen sollte man etwas vorsichtiger sein! Dr. Fr. Walther.

Rösener, Karl, Moderne Propheten: Eduard von Hartmann, Leo Tolstoi, Friedrich Nietzsche. Erster Band. München 1907, C. H. Beck (Oskar Beck) (V, 231 S. 8). Geb. 3 Mk.

Das auf drei Bände angelegte Unternehmen will „in kurzer objektiver Darstellung“ die Propheten der Gegenwart vorführen und zwar in dem vorliegenden ersten Band die genannten Drei, welche „die Welt aus der alten Stelle rücken wollen“, „durch welche also die gegenwärtige Kultur in Frage gestellt wird“. Ein zweiter Band soll die Vertreter eines aristokratischen Idealismus „Carlyle—Ruskin—Emerson“ zum Wort kommen lassen, welche einen heraufkommenden Individualismus bezeichnen; der dritte Band wird die Vertreter des demokratischen Rassen- und Massenproblems bringen: „Gobineau—Cham-

berlain—Naumann“. Man darf auf die Durchführung dieses Plans gespannt sein. Mich will namentlich bedünken, dass auch den Männern des zweiten und dritten Bandes viel zu viel von demselben zersetzenden Radikalismus anhafte, der in den Männern des ersten Bandes steckt, als dass sie zu den Propheten gerechnet werden dürften, welche „der Welt eine neue Stelle anzuweisen“ berufen wären. Doch wird sich das später zeigen. Der erste Band erfüllt seinen Zweck in guter übersichtlicher Darstellung. Eine Einleitung schildert den Bann der in Sozialismus und Kommunismus zutage tretenden materialistischen Anschauung, ohne den auch in diesen Bewegungen verborgen schlummernden Idealismus zu verkennen. „Unsere sozialen Kämpfe sind ihrem tiefsten Wesen nach Geisteskämpfe. Die Ideale sind es, die miteinander ringen“. Namentlich wird den Gebildeten mit vollem Nachdruck gesagt, dass sie mit ihrem Mangel an Idealismus, ihrer Genussucht und ihrem „Nützlichkeitsprinzip“ den Sieg des Materialismus unter den Massen verschuldet haben. Und nun kommen die „Propheten, die nach ihrer Meinung der Welt vieles zu sagen haben, was der Welt not tut zu hören“. Zunächst Ednard von Hartmann, der Prophet des „Nichtigkeitsempfindens“, der „die Berechtigung des Pessimismus wissenschaftlich zu erweisen“ sucht, indem er „in ruhiger objektiver Prüfung den Empfindungsgehalt des Menschenlebens nach der vorhandenen Summe von Lust und Unlust abzuwägen“ unternimmt! Mit Recht wird zugestanden, dass der „Philosoph des Pessimismus“ wenigstens dem Sehnen nach einer grossen leitenden religiösen Idee Ausdruck verliehen und gezeigt hat, dass wir über Einzelgütern und Einzelwissen die einheitliche Zusammenfassung des Lebens nicht vergessen dürfen. Tolstoi wird als der Prophet des „Abhängigkeitsgefühls“ behandelt. Die Entwicklung seines Ideenganges ist sehr gut gelungen; namentlich der pantheisierende Zug in seiner sonst so lebensvollen Gottesvorstellung ist deutlich herausgestellt und ebenso der revolutionäre Charakter seines sittlichen Ideals. Ob aber sein Name einen dauernden „Ehrenplatz erhalten wird in der Geschichte der religiös-sittlichen Kultur der Menschheit“, wie der Verf. meint, dürfte bei der widerspruchsvollen Natur Tolstois doch noch zweifelhaft sein. Als dritter im Bunde kommt Friedrich Nietzsche, der Prophet des „Machtgefühls“. Seine Lehre nimmt, wie das seine Entwicklungsphasen und die Vielseitigkeit seiner radikalen Urteile mit sich bringen, auch in der Wiedergabe den breitesten Raum ein. Ueber die Art seiner Beurteilung nur einige Sätze: „Nietzsche würde ohne Zweifel unschädlich sein, wenn unsere Zeit nicht mit ihm erkrankt wäre an dieser jammervollen Schwäche der Lüsterheit nach Sensation, nach Nervenkitzel und Grausamkeit“. „In Nietzsches Idealismus selbst — in dem gesunden Nietzsche — liegen Keime der Ueberwindung. Daher meine ich, dass die rechte Losung sei: Nietzsche gegen Nietzsche“. „Dass ein so gewaltiges Wollen in ihm lebte, ein so brennendes Sehnen nach einem höheren Menschentum, das macht uns Mut an eine höhere Bestimmung des Menschen zu glauben“.

Gewiss! Auch in dem grössten Wahnwitz eines solchen verirrt, von Natur hochbegabten Geistes verrät sich immer wieder der überweltliche Charakter des nach Gottes Bild geschaffenen Menschen! Deshalb hoffen wir auch noch auf bessere Propheten, als die von dem Verf. ausgesuchten sind, ohne dass ich seiner hervorragenden Darstellungsgabe und seinem gesunden Urteil im geringsten zu nahe treten möchte.

Dr. Fr. Walther.

Jansen, J. J. (Pastor in Røken, Norwegen), Elf Alltagspredigten. Autorisierte Uebertragung aus dem Norwegischen durch H. Flegel. Bremen 1906, J. Morgenbesser (VIII, 103 S. 8). Kart. 1. 20.

Bei der Fülle der Predigtliteratur, die wir selber haben, sind Uebersetzungen nur berechtigt, wenn sie etwas Besonderes bieten. Das trifft bei den Predigten von Jansen zu. Der Titel und die vom Verf. selbst gegebene Erklärung des Titels lässt allerdings nichts Besonderes erwarten: „Alltagspredigten sind Predigten, die solche religiöse Wahrheiten verkünden, an welche die Zuhörer alltäglich denken und denen daher dieses Denken nichts Aussergewöhnliches ist“. Aber diese Wahr-

heiten werden nun in eigenartiger Weise gegeben, ohne Pathos, einfach, schlicht und doch herzendringend und kraftvoll werden sie vorgebracht. Beim Lesen der ganz kurzen Sätze hat man den lebhaften Eindruck, dass der Verf. noch mehr fühlt und meint, als er wirklich ausspricht. Man merkt deutlich das Bestreben, lieber zu wenig als zu viel zu sagen. Er redet mit verhaltener Kraft. Er ist ein Todfeind aller nichtssagenden Redensarten und aller geistlichen Salbaderei. Ja, er geht so weit in seiner wortknappen Art, dass die Predigten hier und da etwas Aphoristisches bekommen. Gedanken werden angedeutet, aber manchmal nicht ausgeführt, so dass wenigstens der Durchschnittszuhörer sich bei solchen Stellen kaum etwas denken kann. — Was den Inhalt der Predigten betrifft, so treten die objektiven Heilstatsachen etwas zu sehr in den Hintergrund, was besonders bei der Karfreitags- und Osterpredigt auffällt, wogegen auf die Heilsaneignung beinahe ausschliesslich das Gewicht gelegt wird. Das mag mit den kirchlichen Verhältnissen des Verf.s zusammenhängen, doch tut die kräftige Bezeugung der Heilstatsachen allezeit not.

Zum Schluss noch die allgemeine Bemerkung, dass mir scheinen will, als ob die nordischen Prediger — dabei denke ich auch an Dänemark — im allgemeinen es besser verstehen, persönlich zur einzelnen Seele zu reden, wie die deutschen, dass die letzteren bei vielleicht grösserer Tiefe mehr der Gefahr ausgesetzt sind, über die Köpfe weg zu reden.

Reisby.

P. Bock.

H. W. S. (Verfasser von „Glauben u. Leben“), Der Gott alles Trostes. Uebersetzung des englischen The God of all comfort von M. K.-G. Basel 1907, Kober C. F. Spittlers Nachf. (372 S. 8).

Das Buch ist auf einen ganz bestimmten Seelenzustand berechnet: es ist geschrieben für kleingläubige, missmutige Seelen, die nicht wagen, Gott zu vertrauen in ihrer leiblichen und geistlichen Not. Diese können in der Tat Trost und Zuversicht aus dem Buche schöpfen, für den Fall nämlich, dass sie an dem Punkte angelangt sind, wo der Herzensboden für das Trosteswort empfänglich gemacht ist. Aber das dünkt uns der Fehler der Verf., dass sie diese Vorbedingung zur selbstverständlichen Voraussetzung macht. Darin zeigt sich eine mangelhafte Seelenkunde. Es ist doch in der Regel nicht so, dass ein Menschenherz, welches etwa durch einen herben zeitlichen Verlust tief verwundet ist, das nun sofort überwinden kann; und wenn es kann, wird es meistens des wirklichen Segens verlustig gehen, den Gott ihm zugedacht hat. Nein, der Kelch des Leidens muss erst bis auf den Grund geleert werden. Wann er recht geleert ist, sieht Gott allein, und er tröstet zur rechten Zeit, wenn nur das Herz ihm offen ist.

Aehnlich verhält es sich mit dem Troste in Sündennot. Nach der Verf. Ansicht soll der Mensch nach etwa begangener Sünde sofort zu Gott fliehen, der ihm gleich vergibt; dann sei alles wieder gut. Ein Körnlein Wahrheit liegt darin, aber die Seelenwunde wird durch diese Methode, die für alle Fälle gelten soll, nur allzu leicht verkleistert, statt geheilt.

Ebensowenig wie die Gesetze des Seelenlebens scheint die Verf. das Wesen des Glaubens erfasst zu haben. Der Glaube hat zwei Seiten, eine äussere: Fürwahrhalten, und eine innere: Vertrauen. Die Verf. kennt im Grunde nur die erste Seite. Das scheint eine gewagte Behauptung gegenüber der Tatsache, dass sie immer wieder — übrigens in sehr breiter Form, die nicht von direkten Wiederholungen frei ist — zum Gott vertrauen auffordert, aber siehe z. B. S. 14: „Wer nur gesunden Menschenverstand hat, kann etwas glauben, das geschrieben steht“. Am wenigsten lässt sich noch gegen die Abschnitte XI: „Das Unbewegliche“ und XV: „Danksagung statt Klage“ etwas einwenden. Im ganzen aber bietet das Buch im wesentlichen nichts anderes, als was schon längst bei uns als „englisches Christentum“ bekannt ist, und es wäre nur zu wünschen, dass dieses möglichst eingedämmt würde bei uns. Es taugt nicht für unsere Verhältnisse. A. B.



Feurich Pianos

Flügel u. Pianinos

Es war mir eine ganz besondere Freude, heute meine Bekanntschaft mit den vortrefflichen Instrumenten von Julius Feurich zu erneuern. Spielart wie Tonfülle lassen keinen Wunsch unbefriedigt.
Bernhard Stavenhagen.

Julius Feurich, Leipzig

Besondere Vorteile für die Herren Geistlichen.
Kaiserl.-Königl. Hof-Pianoforte-Fabrik.